

«Leider gibt es immer mehr Show»

Der frisch gewählte Bundesrat Didier Burkhalter kritisiert, dass es in der Politik nicht mehr um Ergebnisse geht. Für die anstehenden Reformen appelliert er an die Kompromissbereitschaft aller Parteien.

Mit Didier Burkhalter sprachen Jürg Auf der Maur und Florence Vuichard

Herr Bundesrat, Sind Sie ein Fan von Neuchâtel-Xamax?

Didier Burkhalter: Nein, ich bin vom Fussball fasziniert, aber kein Fan. Ich habe als Junior bei Neuchâtel-Xamax gespielt, und auch meine drei Söhne waren als U-16 aktiv.

Als Student kamen Sie in Israel sogar zu einem internationalen Einsatz als Fussballer. Sie spielten in einer Studentemannschaft gegen ein Beduinen-Team. Das war ein Super-Erlebnis, wirklich eindrücklich.

Können Sie nun mit ihrer Beduinen-Erfahrung Bundesratskollege Hans-Rudolf Merz beim Libyen-Dossier helfen?

Nein, das kann ich nicht. Das Spiel war wirklich eindrücklich, und ich werde es nie mehr vergessen. Doch für diese Debatte hilft es mir nicht. Aber es hat mir gezeigt, wie es eben gehen kann.

«Ich habe als Junior bei Xamax gespielt»

Was war denn so eindrücklich?

Wir spielten in Israel in Städten wie Jerusalem oder Tel Aviv. Es war aber auch Tradition, dass wenn immer ein internationales Team im Land war, man im Süden in der Stadt Beersheba gegen eine Beduinen-Mannschaft antrat. Wir hatten das Angebot sehr gerne angenommen, gespielt und gewonnen. Dann war es von einem Augenblick auf den anderen unter den Zuschauern mucksmäuschenstill. Kein Applaus, keine Gesänge, nichts



«Erfolge sind nur dann zu realisieren, wenn alle bereit sind, nur 80 Prozent zu erhalten»: Bundesrat Didier Burkhalter fordert mehr Kompromissbereitschaft in der Politik.

Bild Peter Klauzner/Keystone

mehr. Man spürte, dass die Freude weg war, und wir grübelten über den Grund für diesen Stimmungswandel.

Was war es?

Die Beduinen-Mannschaft hatte noch nie verloren. Der Schiedsrichter hat entsprechend auch weiterspielen lassen, obwohl die Partie eigentlich beendet gewesen wäre. Wir spielten, bis die Beduinen ein Tor schossen. Damit war es unentschieden, und der Schiedsrichter beendete das Spiel sofort.

Was haben Sie für die Politik gelernt? Dass man nachgeben und einmal auf einen Sieg verzichten muss?

Ich habe weniger für die Politik als vielmehr für das Leben gelernt, nämlich dass man sich, egal, wo man hinget, an die örtlich geltenden Regeln halten muss.

Sie übernehmen das Departement des Innern und damit das Krankenkassen-dossier. Sie wollen die Dossiers aufteilen. Genau das hat doch in der Vergangenheit zu keiner Lösung geführt.

Die Vergangenheit hat gezeigt, dass eine grosse Reform keine Chance hat. Die Vergangenheit hat aber auch gezeigt, dass die Aufteilung in einzelne Dossiers nicht zum Erfolg führte.

Was war das Problem?

Alle Parteien und Parlamentarier wollten für ihre Klientel alles erreichen. Sie wollten das, was sie verlangten, und waren nicht bereit, etwas abzugeben. So geht das aber nicht. In der Politik sind nur dann Erfolge zu realisieren, wenn alle bereit sind, statt 100 Prozent nur 80 oder 90 Prozent zu erhalten, und dafür auch noch etwas abzugeben. Lösungen sind nur mit Kompromissen möglich.

Ihr Vorgänger, Bundesrat Pascal Couchepin, hatte das Krankenkassen-dossier auch in verschiedene Module aufgliedert.

Es gibt zwischen den verschiedenen Dossiers und Modulen inhaltliche Zusammenhänge. Man muss diese aber nicht zwingend noch stärker miteinander verknüpfen. Man hätte sie spätestens 2006 deblockieren kön-

nen. Deshalb fordere ich, dass man nun nicht mehr lange wartet: Wir haben die richtigen Module, einige wie Managed Care oder Fallpauschalen sind auf gutem Weg oder bereits verabschiedet. Wir können schnell Fortschritte machen, weil heute alle Fortschritte wollen.

«Ergebnisse erzielt man im Dialog»

In der Gesundheitspolitik sind viele Player im Spiel. Es fällt auf, dass Sie keine Verwaltungsrats-Verbindungen haben.

Ich habe vor meiner Wahl zum Ständerat alle meine Mandate abgegeben. Das wollte ich ganz bewusst machen, und das habe ich kommuniziert, wenn auch nicht an die grosse Glocke gehängt. Ich habe nichts gegen Leute, die Verwaltungsratsmandate haben. Aber für mich persönlich war das nichts. Ich will als Politiker völlig un-

gebunden sein. Ich denke, dass Unabhängigkeit in der Schweizer Politik ganz wichtig ist. Ich kann mir aber gut vorstellen, wenn ich einmal nicht mehr politisch tätig bin, wieder Verwaltungsratsmandate anzunehmen. Ich engagiere mich nur noch im Verein Private Public Partnership, weil ich denke, dass diese Idee noch viel zu wenig zum Tragen kommt.

«Siege sind wichtig für eine Mannschaft»

Sie gelten als zurückhaltend, verweigern jegliche Art von Show. Es gibt Leute, die sagen, Sie seien langweilig. Ärgert Sie das?

Heute gibts in der Politik leider mehr Show als Ergebnisse. Doch es sind die Ergebnisse, die zählen, und diese erzielt man besser im Dialog und mit Vertrauen, ohne Show und Selbstinzenzierungen. Ich habe mich schon lange für diesen Weg entschieden.

Sie propagieren mehr Zurückhaltung. Ist das eine Kritik am Bundesrat?

Es ist keine Kritik am Bundesrat, es ist eine gesellschaftliche Entwicklung. Es ist einfach so: Es gibt immer mehr Show. Aber ich möchte festhalten: Im Dossier UBS hat der Bundesrat genau das Gegenteil von Show gemacht. Das Resultat ist gut. Der Bund kann einen Gewinn von 1,2 Milliarden Franken verbuchen, und die UBS wurde gerettet.

Wie wollen Sie Ihr Ziel umsetzen, dass der Bundesrat einheitlicher auftritt?

Das braucht Zeit, Dialog und sehr viel Vertrauen. Und wenn mal etwas nicht läuft, dann sollte das auch nicht sofort hochgespielt werden.

Im Bundesrat sitzen nicht nur Freunde.

Es geht nicht um Freundschaft, sondern um Vertrauen. Freundschaft kann nicht das Ziel sein. Aber wenn wir zusammenarbeiten und zusammen siegen, kommt das Vertrauen. Siege sind sehr wichtig für eine Mannschaft.

SONNTAGSKOLUMNE

«Um 18 Uhr soll mit allen Glocken geläutet werden»



Von Niklaus Brantschen

Heute ist Bettag. Genauer:

Dank-, Buss- und Bettag. Und zwar gesamtschweizerisch, wenn man einmal von Genf absieht. Die Calvin-Stadt feiert jeweils zehn Tage früher ihren Bet- und Fasttag – Jeüne genevois – mit dem traditionellen Zwetschgenkuchen.

Beten – staatlich verordnet! Ist das ein alter Zopf, den man abschneiden sollte? Oder lässt sich dieser überkonfessionelle Feiertag allenfalls mit neuen Inhalten füllen?

Buss- und Bettage haben eine lange Tradition. In der Schweiz wurden sie von der alten Tagsetzung oder von kantonalen Behörden in Seuchen- und anderen Notzeiten verordnet. Ausgelöst durch

den Dreissigjährigen Krieg, der an der Schweiz vorbei geführt wurde, kam das Danken dazu. Unter dem Eindruck der Französischen Revolution schliesslich wurde am 17. September 1797 zum ersten gesamtschweizerischen Dank-, Buss- und Bettag aufgerufen. Bei der Gründung des Bundesstaates 1848 schliesslich erhielt der Tag eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Das junge Pflänzchen Bundesstaat sollte in der christlichen Tradition verwurzelt, der noch fragile Religionsfriede zwischen Katholiken und Reformierten gefestigt werden. Respekt vor den politisch und religiös Andersdenkenden war gefragt. Dieses Ziel verfolgten die Bettagsaufrufe zu sittlichen, politischen und sozialen Fragen. Der Zürcher Dichter und Staatsschreiber Gottfried Keller etwa verfasste solche Mandate, bis die Behörden diese Aufgabe den Kirchen anvertrauten. Heute kennen nur noch wenige Kantone Bettagsaufrufe. In Graubünden wird das von der Regierung herausgegebene Mandat am Sonntag vor dem Bettag von der Kanzel verlesen. Am Vorabend

selbst soll auf Einladung der Regierung um 18 Uhr mit allen Glocken geläutet werden.

Im diesjährigen Schreiben der Bündner Regierung wird zu Tugend und Ethik aufgerufen. Die Ethik, «eine Art Sprache für das Zusammenleben», bewähre sich «insbesondere im Kontakt mit Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Herkunft».

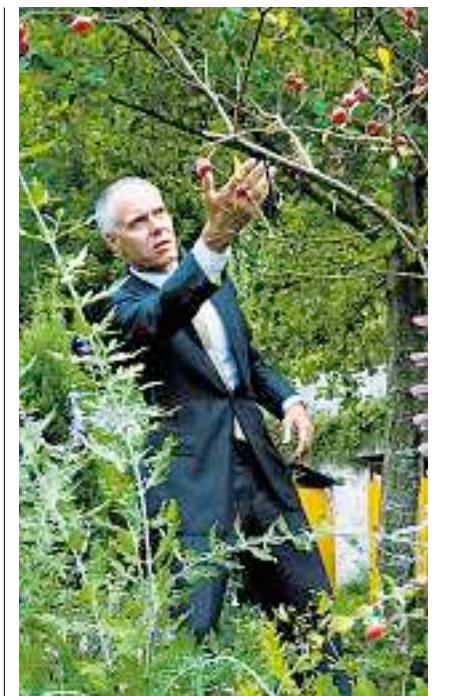
Unterschiedliche kulturelle und religiöse Herkunft – damit ist das Stichwort gegeben für eine mögliche Aktualisierung des Bettags. So wie im jungen Bundesstaat von 1848 der Bettag eine Art Kitt für den Frieden zwischen den christlichen Kirchen darstellte, so könnte er heute zu einem Tag des Dialogs zwischen Kulturen und Religionen werden. Dieser Dialog tut Not. Soll es doch Menschen geben, die beim Anblick eines Minarets am liebsten gleich zum Bajonett greifen möchten. Diese seien daran erinnert, was wir unter interreligiösem Dialog verstehen: Nicht Unterdrückung des Fremden, aber auch nicht Auflösung der inhaltli-

chen und institutionellen Unterschiede. Existenzielle Begegnung also, wobei der eigene Standpunkt zwar klar vertreten, nicht aber absolut gesetzt wird.

Ist es verwegen zu hoffen, dass der Bettag zum Impulsgeber für den Dialog wird? Menschen unterschiedlicher Religionszugehörigkeit lernen mehr und mehr, ihren spirituellen Reichtum im Gebet, in der Meditation sowie in der Suche nach Gott oder dem Absoluten zu teilen und voneinander zu lernen. Für den buddhistischen Gelehrten Daisetz T. Suzuki etwa vermag Beten das menschliche Herz wachzurütteln. Dass Gebet wird zu einer «Form des Widerspruchs», da es sich weigert, dem natürlichen Lauf der Dinge Gehorsam zu leisten.

Interkulturelle und interreligiöse Begegnung ist auch in der Schweiz kein spiritueller Luxus, sondern ein Gebot der Stunde! Möge dies die Botschaft des Bettags in der Zukunft sein.

Niklaus Brantschen, Jesuit und Zen-Meister, wohnt und wirkt im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn in Edlibach (Zug).



O Natur ...

Bundesrat Moritz Leuenberger liess es sich gestern nicht nehmen, der ältesten Schweizer Umweltorganisation Pro Natura zu ihrem 100. Geburtstag zu gratulieren. Im Garten des Pro-Natura-Zentrums Champ-Pittet nahe Yverdon-les-Bains brachte er seine Bewunderung für die Natur zum Ausdruck. Bild Keystone